

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 7

Artikel: Gedanken über die Lage unserer Jugend
Autor: Orgetorix
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-158537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken über die Lage unserer Jugend.

Von Orgetorix.

„Donnez-nous une raison de vivre si vous voulez que nous ayons une raison de mourir.“

Gonzague de Reynold am 22. April 1938
in der „Gazette de Lausanne“.

I.

Klingt es unschweizerisch, wenn man auch für unsern Staat feststellt, seine Zukunft hänge von seiner Jugend ab? Die Beschäftigung mit der Jugend in dem Sinne, daß man sie als etwas Besonderes herausgreift und dabei namentlich auch in Gegensatz zum Alter bringt, gilt als eines der Merkmale unserer Zeit. Sieht man von gewissen Übertreibungen ab, die sich bei dieser Beschäftigung mit der Jugend ergaben, so bleibt doch immer noch wesentlich mehr übrig als eine bloße Mode. Das Jugendproblem als Generationenproblem ist gelegentlich in einer Art und Weise übersteigert worden, bei der die Absicht deutlich zu erkennen war, vorhandene Gegensätze zur gähnenden, unüberbrückbaren Kluft zu erweitern, das Trennende, aber nie das Einigende zu betonen. Bleibt man sich solcher Übertreibungen bewußt, so wird man dennoch zugeben müssen, daß die Frage nach der Zukunft der Jugend in den kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen der Gegenwart bestimmend war. Ohne das Bestehen dieser Frage — um nur ein Beispiel zu nennen — wären die faschistischen Bewegungen undenkbar.

Man sagt nichts Neues, wenn man feststellt, das Generationenproblem, als die eine Seite der Frage nach der Zukunft unserer Jugend, zeige sich auch in unserem Lande. Ergänzend wird man dazu bemerken, daß es, trotz gewisser Spannungen, bei uns bis zur Stunde nicht zu schwerwiegenden Auseinandersetzungen führte. Es scheint vielmehr, die natürlichen Gegensätze zwischen Jung und Alt würden bei uns mit der hergebrachten Selbstverständlichkeit empfunden. Fehlen also die Anzeichen eines Generationenkonfliktes im größern Ausmaß, so ist man weiterhin geneigt, auch die Frage nach der Zukunft unserer Jugend nicht für problematisch anzusehen. Gewisse Unzulänglichkeiten, die nicht leicht zu übersehen sind, — ganz besonders die Arbeitslosigkeit — werden in den Begriff Krise eingereiht und als Fragen behandelt, die sich bei besserer Wirtschaftslage von selbst regeln werden. So also sehen die Dinge bei einer äußerlichen Betrachtungsweise aus. Es scheint uns aber, sie seien in Wirklichkeit viel weniger harmlos; mehr noch; wir glauben, das Generationenproblem und die Zukunft unserer Jugend werden in den nächsten Jahren die schwersten und wichtigsten Fragen in unserer Eidgenossenschaft sein.

Denn das Generationen- und Jugendproblem ist ein Problem von größter politischer Tragweite.

Ein gewisses Schema als Ausgang und Grundlage dieser Untersuchungen ist notwendig, wobei man sich immer bewußt bleiben muß, daß es sich eben um ein Schema handelt. Wir fragen also, wie viele Generationsstufen wir unterscheiden wollen, und wir antworten: drei, nämlich die alte, die mittlere und die junge Generation. Als Ausgangspunkt für diese Einteilung nehmen wir das Jahr 1914.

Jene, die damals bereits fertig waren, die schon eine Reihe von Jahren im Beruf standen, als der Krieg sie von ihrem bürgerlichen Leben und Wirken hinweg an die Grenze riß, sie gehören heute zur alten Generation. Die entscheidenden Eindrücke der Erziehung und Ausbildung hatte diese Generation Jahre vor Kriegsausbruch erhalten. Sie waren die bestimmenden, in ihnen lebte und lebt man. Es waren die Zeiten der internationalen Großzügigkeit, der Sicherheit, des Fortschrittes. Der Krieg war der unangenehme Unterbrecher dieses Zustandes, den der Friede so rasch wie möglich wieder herbeibringen sollte. Diese Generation lebt in ihren Grundüberzeugungen in den Anschauungen des spätern 19. Jahrhunderts und hat sie als Maßstab der Dinge beibehalten. Nicht unwesentlich für unsere Untersuchung ist es, daß diese Altersklasse noch mehrheitlich in den entscheidenden Stellen unseres gesamten öffentlichen Lebens, einschließlich der Wirtschaft, sitzt.

Die mittlere Generation setzt sich aus jenen zusammen, die zwar auch noch von der Vorkriegszeit ausgebildet und erzogen wurden, die aber beim Kriegsausbruch noch nicht im Beruf standen. Sie waren damals Studenten der letzten Semester oder junge Anfänger in irgendwelchen Berufen. Das Kriegserlebnis wirkte auf sie anders als auf die alte Generation. Es war nicht bloß Unterbruch eines maßgebenden Zustandes, sondern ein Neues und Selbständiges. Freilich wuchs es sich dann aus zu einem monatelangen Grenzdienst, in dem man den Krieg als Zuschauer miterlebte. Je länger dieser sich hinzog, um so kräftiger wurden Wunsch und Hoffnung auf baldige Beendigung, die erst ein Hineinwachsen in einen Beruf ermöglichte. Als der Frieden da war, begrüßte man ihn als das Ereignis, das die Gründung einer Existenz ermöglichte. Weitere Probleme sah und empfand man nicht. Man übernahm die Werte der Vorkriegszeit, ohne besondere Überzeugung, vielmehr aus dem Gefühl heraus, damit den einfachsten Weg zu gehen. Da die ersten Nachkriegsjahre zunächst den Anschein erweckten, als ob wirklich einfach ein begonnener Zustand fortgesetzt werden könnte und sich, nach kurzer Krisenzeit, weder wirtschaftlich noch in anderer Hinsicht Schwierigkeiten ergaben, wuchs diese mittlere Generation ziemlich rasch mit der ältern zusammen. Daß es freilich bereits damals Ansätze zu einem Jugendproblem gab, werden wir noch nachweisen. Es wäre nicht uninteressant, in diesem Zusammenhang etwas über das schweizerische Kriegserlebnis zu sagen, besonders im Vergleich

zu jenem der am Kriege beteiligten Völker. Es sei indessen nur der Vollständigkeit halber gestreift. In den Ländern, die den Krieg führten, wurde gerade die mittlere Generation ganz anders von diesem Erlebnis betroffen als das bei uns der Fall war. Der Krieg verlangte von ihr das größte Blutopfer. Er vernichtete mit seiner grauenhaften Wirklichkeit die Ideale, die man sich eben erworben hatte, als er ausbrach. Und er stellte endlich, besonders in jenen Ländern, die unterlegen waren, die Zukunft dieser mittleren Generation — damals war sie die junge — in Frage. Von dem allem haben wir nur mittelbar etwas gespürt. Auswirkungen davon schlugen über unsere Grenzen, aber nicht mehr.

Und nun kommen wir zur *jungen Generation*. Wie wollen wir sie begrenzen? Sie erlebte den Krieg als Kinder oder überhaupt nur vom Hörensagen. Sie wurde geformt von einer Zeit des Überganges, in der jene Werte, die in der Vorkriegszeit noch im Wesentlichen unerschüttert waren, in Frage gestellt wurden. Im Gegensatz zu den Angehörigen der oben umrissenen Altersklassen war der Krieg für sie nicht ein Unterbruch, sondern ein Umbruch. Er leitete eine neue Zeit ein. Wir zählen ihr die Jahrgänge seit 1900 zu.

II.

Man kann die Lage unserer jungen Generation und deren Zukunft am klarsten erkennen, wenn man damit die Lage der Jungen von einst vergleicht. In was für Voraussetzungen befanden sich vor 1914 jene, die heute zur mittleren, damals aber zur jungen Generation gehörten? Wir überblicken zunächst die *geistigen Grundlagen*. Diese waren getragen von einem breiten Glauben an den andauernden Fortschritt. Die Kulturkritik, die eben erst einsetzte, war keineswegs Gemeingut der Massen der Gebildeten. Für diese bildeten vielmehr die Grundüberzeugungen des Liberalismus ein durchaus tragbares Fundament, auf das man sein Leben aufbaute. Daraus ergab sich eine Lebenssicherheit, die bei uns in der Schweiz noch stärker war als in den Nachbarstaaten.

Dazu kam nun ein *Zweites*. Gleichlaufend mit der geistigen war die *materielle Sicherheit*. Man kannte Krisen, aber nicht von jener katastrophalen Auswirkung, wie sie in der Gegenwart sich zeigen. Es gab kein Arbeitslosenproblem. An irgend einer Stelle war die Wirtschaft immer aufnahmefähig; und wer im Inland kein Auskommen fand, konnte es ungehindert im Ausland versuchen. Der Tüchtige hatte seine Zukunft. Der Fortschrittsglauben der Professoren fand seine materielle Bestätigung in der Wirklichkeit des Satzes: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Für die Lage der Jugend waren die beiden Tatsachen — geistige wie materielle Sicherheit — das Entscheidende. Sie sicherten den Aufstieg. Der junge Mann konnte seinen Beruf aus Neigung ergreifen. Er konnte das erlernen, worin er glaubte, das Beste leisten zu können, und er konnte sicher sein, durch die Güte seiner Arbeitsleistung, mit Fleiß und Ausdauer

es zu etwas zu bringen. Kurzum, die Summe der bürgerlichen Tugenden, ergänzt durch einen guten Schulsack, bot fast restlose Gewißheit für eine erfolgreiche Zukunft. Wesentlich dabei, besonders für das politische Leben der damaligen schweizerischen Demokratie, war es, daß die Hilfsmittel, die der Staat diesem Aufstieg bot, — nämlich ein immer besser werdendes, öffentliches Schulwesen, — durchaus sinnvoll spielten. Der Weg für den Sohn des kleinen Mannes über das Seminar, das Technikum oder die Handelsschule bedeutete die Erreichung einer Stufe, auf der die nächste Generation über die Universität oder die technische Hochschule weiterstreiten konnte, abgesehen von allen andern Aufstiegsmöglichkeiten. Dabei blieb der Staat nicht mehr als Hilfsmittel. Die Karriere in der Bürokratie gehörte keineswegs zu den begehrten Zielen der Begabten. Ein freier Beruf führte rascher „nach oben“. Die Beschäftigung mit der Politik erfolgte vornehmlich aus Passion und nicht aus Gründen der wirtschaftlichen Besserstellung. Sie bedeutete für den Mann in selbständiger Stellung noch kein schweres Opfer an Zeit und für den kleinen Streber keine Existenzfrage. Der Berufspolitiker und Verbandsvertreter war die Ausnahme. Deswegen gab es kein Generationenproblem. Die Zukunft der Jugend war sicher. Es ist bezeichnend, daß wir in der damaligen Schweizer Literatur das Generationenproblem nicht finden, übrigens zum Unterschied etwa von Deutschland. Die einzige Ausnahme von dieser Regel, Spittlers Erzählung „Konrad der Leutnant“, behandelt die Generationenfrage rein individuell, als Gegensatz zweier Naturen, aber nicht zweier Anschauungen.

Das Bild, das uns die Gegenwart in Bezug auf die geistige, seelische, materielle und endlich politische Lage in Bezug auf unsere Jugend bietet, ist, verglichen mit jener Zeit von einst, ein vollständig verschiedenes. Der Umstand, daß nach außen hin ein Generationenriß sich kaum bemerkbar macht, beweist hier gar nichts. Zunächst die materielle Lage. Sie zeichnet sich aus durch zwei Erscheinungen; es fehlt die Sicherheit und es fehlt die Möglichkeit des freien Aufstieges. Im Zeitalter der Abwertungen, der stets drohenden Arbeitslosigkeit und der Arbeitsbeschaffung durch Staat und Bund, der ständigen Furcht vor neuem Krieg, gibt es nur noch für ganz wenige die Gewißheit ungestörter, materieller Sicherheit. In erster Linie genießen sie die Beamten aller Grade. In zweiter Linie einige Inhaber gut und wohl überlegt angelegter Vermögen. Dann aber kommt das Heer der unselbständig Erwerbenden, das, je weiter hinab wir auf der gesellschaftlichen Leiter steigen, umso häufiger von der Unsicherheit bedroht ist. (Die Zahl der selbständig Erwerbenden in der Schweiz betrug nach dem Statistischen Jahrbuch 1936 428 650, die der unselbständig Erwerbenden 2 769 215 Personen.) Das zunehmende Hilfesuchen beim Staate, nicht mehr als ultima ratio, sondern als ratio überhaupt, ist der äußere Ausdruck dieser Entwicklung.

Die unmittelbar Leidtragenden dieser Lage sind die Heranwachsenden. Gewiß, wer Aussichten hat, einst ein väterliches Geschäft zu übernehmen

oder wer über Verbindungen verfügt, der kann auch heute noch damit rechnen, in guten Jahren zur gesicherten Existenz zu kommen. Aber — wie viele sind das? Nun hat es innerhalb der Jugend eines Zeitalters immer diese Gruppe der Sorgenlosen gegeben. Was aber die Vorkriegszeit wirtschaftlich auszeichnete und worin die sichtbaren Erfolge des Liberalismus lagen, das war diese tatsächliche Aufstiegs gewißheit des Tüchtigen. Es gab ein genügendes Angebot von Arbeitsstellen, heute dagegen gibt es davon ein Unterangebot und ein Überangebot von Arbeitskräften. Das führte zu einer bemerkenswerten Verschiebung im wertmäßigen Rang der Arbeitsmöglichkeiten. Vor dem Kriege galt dem Strebsamen die Anstellung beim Staate wohl etwa als ein Sprungbrett, aber nicht als das höchst erreichbare Ziel. Auch wenn man klein anfangen mußte, brachte man es mit Fleiß und Beharrlichkeit im freien Beruf oder in der freien Wirtschaft bald einmal weiter. Heute dagegen ist die Beamtung bei der Gemeinde, dem Kanton oder gar dem Bund für Tausende schwerringender Leute der letzte Traum. Dort finden sie die Sicherheit vor den brutalen Folgen einer Krise, dort droht nicht mehr ständig das Abgebautwerden, dort hat man seinen Lohn, seine feste Arbeitszeit und die Pensionierung für die alten Tage. Wenn einer einmal dreißig und mehr geworden ist, bei mittelmäßigem Gehalt und ständig von der Aussicht bedroht, als der jüngere Teil beim nächsten Kriseneinbruch den Platz zu verlieren, der fühlt sich geborgen, wenn der Sprung in ein „Amt“ gelungen ist und man nun endlich heiraten kann. Es ist die Jugend des Mittelstandes und der Arbeiterschaft, der sich die materielle Lage der Gegenwart so bietet. Unter diesen Umständen fällt die große, gesellschaftlich so bedeutsame Triebkraft des freien Aufstiegs dahin.

Aber immerhin, die Entwicklung des Schulwesens in unsern Städten lehrt hier manches. Da haben wir einmal die bekannte Flucht aus den Primarschulen. Wer es sich auch nur ein wenig leisten kann — und wer könnte es nicht, bei der fast vollständigen, in allen Stufen der Bildung durchgeführten Kostenlosigkeit des Unterrichtes — der schiebt seine Kinder auf die Sekundarschule. Die Volksschule bleibt in den Städten den Minderbegabten und völlig Mittellosen überlassen. Man will „hinauf“ — wo möglich auf das Gymnasium, die Handelsschule oder das Seminar. Die Zunahme des Ein- und Zweikindersystems begünstigt das. Lieber weniger Kinder, so sagt man, und diesen dann eine ausgezeichnete Ausbildung ermöglichen. So haben wir es soweit gebracht, daß wir noch in diesem Frühjahr rund 5000 arbeitslose junge Leute mit Handelsausbildung hatten, rund 10 500 Studenten an unseren Universitäten und jenen Überfluß an stellenlosen Lehrern, der im Kanton Bern z. B. 320, im Kanton Aargau 160, im Kanton Luzern 150, im Kanton Zürich 250 und im Kanton Baselstadt 91 Menschen beträgt. Wir müßten auch die vielen Techniker, Ingenieure und Architekten erwähnen, die jedes Jahr an unsern Techniken

und an der technischen Hochschule ihre Prüfungen bestehen — um nachher in die Türkei und nach Persien abzuwandern, weil die Heimat keinen Bedarf für sie hat.

Auch der Zustrom an unsere Universitäten übersteigt die Aufnahmefähigkeit des akademischen Arbeitsmarktes. Die Voraussetzungen dieses Überangebotes werden bereits auf der Mittelstufe geschaffen. Zwar suchen Gymnasien und Realschulen dem Überangebot nach Kräften zu wehren, indem sie ihre Prüfungen und Promotionsbestimmungen fortwährend heraufsetzen. Abgesehen davon, daß gegen dieses Ausleseystem vom Standpunkte wahrer Bildungsauffassung aus wesentliche Bedenken geltend gemacht werden könnten, wird tatsächlich der erhoffte Zweck nur in geringem Maße erreicht. So nimmt denn die Zahl der Studenten jährlich zu und damit jene eines akademischen Proletariates. Die Großzahl der Maturanden ergreift das juristische Studium. Viele andere werden Volkswirtschaftler oder gehen zum Lehramt über. Das führte etwa in Freiburg zur völligen Schließung der Lehramtsschule für die nächsten Jahre, weil der Bedarf an Mittelschullehrern für Jahre hinaus gedeckt ist. Und in einer größeren bernischen Gemeinde meldeten sich jüngst auf eine ausgeschriebene Stelle an der Sekundarschule 35 Anwärter, von denen zwei Drittel 30 und mehr Jahre zählten, aber ganze drei Mann in festen Stellungen waren.

Für die Juristen ist es nicht viel besser. Der Großteil der neugebackenen Rechtsanwälte muß auf eine private oder staatliche Anstellung rechnen, weil die Gründung einer Anwaltspraxis oftmals ein allzu großes Wagnis bedeuten würde. So kommt es zu dem oben erwähnten Wettlauf um die staatlichen Posten. Irgendwo Gerichtsschreiber zu werden, ist heute ein verlockendes Ziel, verspricht die jahrelang erwartete Sicherung der Existenz. Wird so ein Platz frei, dann melden sich Duzende und es gilt für die Bewerber, eine gewaltige Zahl von einflußreichen Männern mobil zu machen.

Das Fortkommen in der privaten Wirtschaft ist nicht weniger schwer. Die große Vermehrung aller Verbände hat freilich die Aufnahmefähigkeit an Sekretären vergrößert und der Aufstieg beginnt auch hier ganz im Kleinen. Es ist ein Aufstieg, der dem geschickten Taktiker aber höchste Stellen in der Politik verspricht. So liegt hier eine der Quellen des überbordenden Berufspolitikerturns, einer Errungenschaft der Nachkriegszeit, mit all ihren Schattenseiten und Gefahren. Es ist leicht zu ermessen, was es für die charakterliche Erziehung der kommenden Generation bedeuten muß, wenn sich ihr beruflicher Aufstieg unter solchen Bedingungen vollzieht. Das politische Leben einer Demokratie aber muß entarten. Wo soll noch Platz sein für unabhängige Männer und charakterstarke Persönlichkeiten, wenn materielles Fortkommen und politische Betätigung einander bedingen?

Dazu kommt aber noch mehr. In der Vorkriegszeit pflegte der Schwei-

zer durch längere Auslandsaufenthalte als Student oder als Berufstätiger seinen Gesichtskreis zu weiten und so gewissen Gefahren der Kleinstaatlichkeit erfolgreich zu begegnen. Auch das ist heute vorbei. Einmal deswegen, weil Auslandsaufenthalte heute eine umständliche Angelegenheit sind. Dazu kommen die „ideologischen“ Hemmnisse. Sodann aber — und dieser Grund ist u. U. der ausschlaggebende — wer nicht von Hause aus ein vorgewärmtes Nest hat, der kann nicht die Gefahr eingehen, im Ausland vergessen zu werden, und, in die Schweiz zurückgekehrt, alle Posten besetzt zu finden.

Noch muß ein Wort gesagt sein über das Schicksal der Arbeiterjugend. Denn auch sie ist von dieser Entwicklung mit betroffen. Das Gespenst der Arbeitslosigkeit nimmt hier viel gefährlichere Folgen an. Es schwebt als ständige Drohung über jeder Arbeit. Während die Arbeitslosigkeit den Intellektuellen an seinem Beruf irre macht, verhindert sie den Arbeiter daran, überhaupt eine innere Beziehung zum Beruf zu bekommen. Beruf ist Arbeit und diese einfach ein Mittel, um Geld zu erhalten. Fällt es aus, so tritt die Versicherung an seine Stelle. Das ist eigentliche Verproletarisierung, die einen Aufstieg gar nicht mehr wünscht, sofern sonst ein bestimmtes, materielles Maß an Wohlfahrt garantiert werden kann. Es zeigt sich ja zusehends, daß verbesserte Bildung nicht leichtern Lebenskampf bedeutet, also sucht man diesen mit geeigneteren Mitteln zu erreichen. Die Entwicklung verläuft so schnurgerade zum Kommunismus und es bedarf nur des äußern Anstoßes, daß dieser ausgelöst werde.

Endlich wollen wir auch das Problem der jungen Bauerngeneration streifen, das noch besonders schwer ist und nicht von ungefähr die stärksten politischen Auswirkungen hatte. Hier hat ja die Frage nach der Zukunft der Jugend und die Tatsache einer Generationenspannung politische Form angenommen in der Gestalt der „Bauernheimatbewegung“.

Genau genommen war unter der Bauernsamer schon unmittelbar nach Kriegsende ein Generationenzwist zum Austrag gekommen. Die Gründung der Bauernparteien hatte neben der wirtschaftlichen auch eine ideelle Seite. Es war die damalige bäuerliche Jugend, von der die Bewegung ausging, getragen von manch gutem, nationalpolitischen Gedanken. Die Bauernführer, die sich von der freisinnigen Partei lösten, waren junge Leute. Freilich verlor sich der anfängliche Schwung rasch. Nicht anders erging es der Bauernheimatbewegung.

Heute ist diese Bewegung entartet und zur persönlichen Angelegenheit eines ehrgeizigen Demagogen herabgesunken. Den Namen „Jungbauernbewegung“ trägt sie vollends ohne innere Berechtigung, denn ihr Tun dreht sich um wirtschaftlich-gewerkschaftliche Machtkämpfe, die mit dem Beinamen „Jung“ wirklich nichts mehr gemeinsam haben. Aber das alles kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier einst um eine Bewegung gehandelt hat, deren Ursachen in die Tiefe gingen. Sie waren, wie bei der alten Partei, einmal materieller Natur. Die zunehmende

Bodenverteuerung, verbunden mit der wachsenden Vielgestalt des ganzen modernen Wirtschaftslebens, gestaltete den Daseinskampf der heranwachsenden Bauerngeneration hart, ja fragwürdig. Das Gefühl dafür, die Bauernpolitik müsse sich mehr und mehr den Fragen des Bodendrechs und der Bodenreform zuwenden und erst deren Lösung werde auch eine solche der Preisfrage bringen, brach sich in der jungen Bauerngeneration mehr und mehr Bahn. Damit verband sich ein Besinnen auf die geistigen Werte des Bauerntums. Deshalb war die Bauernheimatbewegung zunächst eine kulturelle Angelegenheit, deshalb aber auch, weil sie zu den Grundfragen vorstieß, kam es zu den Reibungen mit der alten Bauernpolitik, die es nicht verstand, die neuen Kräfte fruchtbar zu machen.

Doch wenden wir uns jetzt einer nächsten Frage zu, die nicht weniger wichtig ist, und die durch den eben abgezeichneten materiellen Hintergrund noch bedeutsamer wird. Es ist die Frage nach der seelischen und geistigen Lage unserer Jugend, die Frage nach den Zukunftsaussichten dieser letzten und bestimmenden Werte. Dabei werden wir die politische Seite der Frage stark berücksichtigen. Denn die materielle, geistige und seelische Lage der Jugend eines Volkes ist letzten Endes ausschlaggebend für dessen Zukunft.

III.

Im Rahmen eines Aufsatzes ist es unmöglich, die geistige Lage unseres Landes erschöpfend darzustellen. So, wie wir sie heute in der Schweiz vorfinden, zeigt sie einen merkwürdigen innern Gegensatz. Sie ist nämlich gleichzeitig stark bewegt und stillstehend, interessiert und leblos, aufnehmend und abwehrend. Sie ist ruhebedürftig: man spürt zwar die allgemeine Erschütterung, die unsere Gegenwart auszeichnet, aber man schreibt sie einfach dem zu, was man mit Krise bezeichnet. Die Vorkriegszeit, die man als Maßstab nimmt, erscheint gleichsam als auf Urlaub geschickt, aus dem man sie eines Tages wieder zurück erwartet. Um sich aus der Verlegenheit zu helfen, sagt man etwa, es sei Aufgabe der Schweiz, als Urlaubsland für jene schönen Zustände von einst zu dienen und sie hinüberzuretten in eine bessere Zeit. Die Schweiz wird eben von jener oben gezeigten mittleren und ältern Generation geführt, die in der Wertwelt der Vorkriegszeit lebt. Und wenn man auch deren Maßstäbe nur mit allen möglichen einschränkenden Wenn und Aber noch anwenden kann, so schluckt man auch das, allerdings ohne Begeisterung und mit freudloser Ergebenheit. Daraus erwächst die Art und Weise, mit der man sich mit den Zeiterscheinungen auseinandersetzt. Man lehnt nämlich alles rundweg ab und geht der Auseinandersetzung mit ihm aus dem Wege, sobald es von der hergebrachten Linie und Vorstellungswelt abweicht.

Von diesem Ruhebedürfnis macht man eine Ausnahme, wenn es sich um Dinge handelt, die zwar interessant, aber in keiner Weise verpflichtend

sind. Sie dürfen dann sogar ganz von der gewohnten bürgerlichen Linie abweichen, ja sogar mit revolutionären Gedanken kokettieren — das macht alles nichts, nur darf es nicht ernst gemeint sein. Es gehören dazu alle Erscheinungen des sogenannten Salonbolschewismus, jener Geistesverfassung, die im Theater, im Film, in der Literatur und bildenden Kunst bereit ist, die größten Ohrfeigen und Verhöhnungen, den schlimmsten Zynismus gegenüber hergebrachten Auffassungen mit Beifall entgegenzunehmen; es gehört dazu das sich gefallen in Wizelei und Satire über das dumme Ausland. Das starke Anwachsen der zeitkritischen Kabarett-Bühne bei uns ist bezeichnend für diese Geistesverfassung. Auf politischem Gebiet ergibt sich, daß beispielsweise die Vorführung russischer Revolutionsfilme keineswegs anstößig ist, denn Rußland ist ja weit hinten, irgendwo im Osten. Man überlege nur einmal, welcher Richtung die ungezählten neuen Verlage angehören, die in den letzten Jahren in Zürich aus dem Boden geschossen sind. Sie stehen fast ausnahmslos im Dienst jener, angeblich liberalen Toleranz, die vielmehr mit haltlosem Abgleiten nach Links hin zu bezeichnen wäre, genährt vom internationalen „Antifaschismus“.

Man könnte derartige Vergleiche fast endlos fortsetzen. Wir verfügen gewiß über Kräfte der Abwehr, aber wir besitzen keine Maßstäbe mehr und wagen es nicht, uns mit den Tatsachen auseinanderzusetzen. Die faschistischen Bewegungen kann man nicht einfach übersehen; sie verlangen die Auseinandersetzung. Beide Bewegungen haben bis heute dort leicht gesiegt, wo sich ihnen nur Angst und Unsicherheit entgegenstellte. Aber die antifaschistische Romantik ist keine Erscheinung wahrer Auseinandersetzung.

Die Schweiz hat sich zu den Zeitereignissen nicht immer auf diese Weise eingestellt. Jedenfalls tat sie das nicht in den Jahren von 1830 bis 1848. Damals nahm aber auch die Jugend regen Anteil am politischen Geschehen. Heute steht sie ihm fast völlig fern. Das Bild, das unser geistiges Leben bietet, ist nicht geeignet, die Jugend zu begeistern. Sie möchte Maßstäbe, die man ihr nicht bieten kann. Den Vergleich mit der Welt von einst, der Vorkriegszeit, vermag sie nicht zu ziehen, weil sie diese Welt gar nicht mehr gekannt hat. Das Kernwort, das den Liberalismus mit Leben erfüllte, nämlich „Freie Bahn dem Tüchtigen“, ist sinnlos im Zeitalter der Rationalisierung auf allen Gebieten. Und so geht es andern Begriffen der alten Wertwelt. Die Jugend wächst auf in einem geistigen Chaos, wobei sie auch rein äußerlich führungslos wird. Die Gefahren eines solchen Zustandes für ein demokratisches Land dürften offenkundig sein.

Man hat sie erkannt. Man hat auch versucht, dem Zustand abzuhelfen, neue Maßstäbe zu schaffen, geistiges Leben zu wecken. So erfand man die geistige Landesverteidigung.

Der Begriff ist, wie alle Schlagwörter, vieldeutig. Es gibt davon eine offizielle Ausgabe, die demnächst in einem Gesetz ihren Niederschlag finden wird und die sich vornehmlich mit materiellen Dingen auseinandersetzt

(der Schweizer Film, die Hilfe für das Schweizer Buch etc.). Diese offizielle Fassung ist, nebenbei gesagt, noch die brauchbarste, weil sie sich wenigstens an klar festgelegte Tatsachen hält. Dagegen zeigt der offiziöse Begriff der geistigen Landesverteidigung ein bedeutend unklareres Antlitz. Genau genommen handelt es sich hier einfach darum, den ganzen, oben festgestellten Stillstand als Norm zu erklären und im übrigen die Abwehr gegen alles zu organisieren, was irgendwie unbequem ist. In diesen Hefen wurde unlängst gezeigt, was unter geistiger Landesverteidigung alles verstanden werden kann. Sie wird so zum Unterstützungsmittel der Bequemlichkeit und liefert die Möglichkeit zu einem geregelten Terror gegen alles, was dem Geschmack gewisser „Demokraten“ zuwiderläuft. Die Jugend wird man damit nicht gewinnen.

Man hat das auf der äußern Linken auch bereits eingesehen. Man hat dort erkannt, daß die Jugend Begeisterung verlangt, Hingabe und Einsatz. So schuf man hier das, was wir als die „antifaschistische Romantik“ bezeichnen möchten. Jene Stimmungsmache gegen den drohenden faschistisch-nationalsozialistischen Überfall auf die Schweiz, dem die Ereignisse um Österreich so überaus gelegen zu Hilfe kamen, war künstlich aufgezogen, um die Jugend zu gewinnen. Kämpferischer Antifaschismus — damit hoffte man die Jungen zu gewinnen.

Auch dieser Versuch wird fehlschlagen. Seine einzigen Triebkräfte sind Angst, Haß und Verneinung. Seine eigentlichen Antriebe liegen in internationalen, nicht in nationalen Erwägungen. Damit aber gewinnt man die Jugend niemals. Diese wird abseits bleiben; dagegen zeugt auch die Gründung jener „Tatgemeinschaft für die Demokratie“ nichts, die als eines der Instrumente der antifaschistischen Romantik ins Leben gerufen wurde.

Man hat auch angefangen, noch bevor die geistige Landesverteidigung erfunden wurde, das Epiteton ornans „Jung“ für alles mögliche herbeizuziehen. Von den Jungfußballern zu den Jungbürgern und Jungsozialisten fehlte es nicht an den verschiedensten Jugendriegen. Aber es waren die Alten, die als treibende Kraft hinter diesen Jugendvereinigungen herliefen. Einzig zwei dieser Bewegungen trugen die Bezeichnung Jung mit einigem Recht: die Jungliberalen und die Jungbauern. Über die letzten und ihre Entwicklung haben wir uns oben geäußert.

Die Jungliberalen buchen für sich, eine politische Jugendbewegung zu sein, die sich über alle Stürme der Zeit hinweg gehalten habe, was nicht jede andere von sich behaupten könne. Sicher ist, daß bei ihnen Kräfte am Werk waren, denen es um eine Erneuerung des politischen Lebens ging. Deswegen sahen sie den Kern der Frage ganz richtig, als sie die Totalrevision der Bundesverfassung verlangten. Erreicht haben sie dieses Ziel nicht. Haben sie irgend ein anderes je erreicht? Sind sie nicht immer mehr zum politisierenden Klub geworden, der sich von andern, ähnlichen, freilich durch sein bemerkenswertes Niveau unterscheidet, dem aber auf den Gang des politischen Lebens nicht die geringste

Bedeutung zukommt? Es ist doch wohl so und es wird um diese Gruppe kaum je anders werden. Ihre Gründer waren typische Vertreter jener mittleren Generation, die freilich spürte, daß allerlei anders geworden war als einst, die aber nicht über ihre Vergangenheit hinwegkam. So sind sie heute die von den Alten gebilligte Form der Jugend-Opposition, sie dürfen gelegentlich eine etwas wilde und entrüstete Sprache führen, ohne ihrer Karriere zu schaden, und werden dafür von den Alten mit einer Anzahl von Freiplätzen bedacht.

Es dürfte der Augenblick gekommen sein, den Frontismus sich anzusehen. Er war eine eigene Bewegung der Jugend, aus ihr herausgewachsen, erfüllt von stärkster Einsatzbereitschaft und vaterländischer Begeisterung. Nur einseitig politische Verblendung kann dem Frontismus diesen Ursprung absprechen. Es war eine Ahnung in ihm von der Not des Vaterlandes, wenn sie auch nicht zur mitreißenden Überzeugung wurde. Gewiß, die Ereignisse in Deutschland halfen mit, ihn auszulösen. Aber davon, daß er nur deren Ausläufer und Ableger gewesen sei, kann im Ernste nicht gesprochen werden. Der Frontismus ist dann rasch entgleist und schließlich zur politischen Spielerei geworden. Grundverkehrt ist es jedenfalls, sich ob dieser Tatsache zu freuen. Denn der Zusammenbruch des Frontismus bedeutete gleichzeitig die Abkehr von zahlreichen, wertvollen jungen Menschen von aller Politik. Es ist nicht zuletzt die vollständige Verständnislosigkeit, mit der die offizielle politische Schweiz die neue Bewegung aufnahm, die sie auf die schiefe Ebene brachte. Die bestehenden Parteien stellten sich bei ihrem Erscheinen die Frage einfach so, wie diese Bewegung am besten ihren Zwecken dienstbar gemacht werden könne. Zunächst glaubte man, hier die Stürmer und Dränger gefunden zu haben, die sich als willkommene Marxistentöter benützen ließen. Als das sich nicht erfüllte und unter den Jungen selbständige politische Ideen sich regten, die übrigens keineswegs alle faschistisch waren, da begann die Abkehr. Die Forderung auf Totalrevision der Bundesverfassung, früher schon von den Jungliberalen erhoben, wurde mit vollkommener Verständnislosigkeit behandelt, bekämpft und abgelehnt. Man betrachtete sie als Phantasterei, anstatt daß die bürgerlichen Parteien die Sache der Totalrevision zu der ihren gemacht hätten und damit die Jugend wirklich gewonnen hätten. Als schließlich die Lage änderte und der Nationalsozialismus in Deutschland sein jakobinisches Gesicht zeigte, benützte man die gleichzeitig eingetretene Entfremdung mit den Jungen, um den Spieß vollends umzudrehen und den Frontismus als die eigentliche Landesgefahr hinzustellen. Der Frontenschreck wurde zum beliebten parteipolitischen Agitationsmittel. Dabei waren jene, die man mit einem Eifer sondergleichen bekämpfte, längst ein verzweifelttes Grüpplein geworden, ohne Geld, ohne Ansehen, von einer politischen Dummheit zur andern treibend. Sie vermochten es kaum, bei der Verteidigung ihrer paar Volksbegehren, die sie forsch und übermütig vom Baune gerissen hatten, noch hier und dort ein Plakätlein oder ein Flug-

blatt herumzubieten, das von ihrem Dasein zeugte. Der einzige, bescheidene Versuch einer politischen, schweizerischen Jugendbewegung war im Keime erstickt, nicht ohne eigene Schuld ihrer Initianten.

Zweierlei war damit bewiesen. Auf Seiten der Jugend, daß weder ihre eigene Not eine alle angehende Wirklichkeit geworden war, noch jene des Vaterlandes ein wirklich aufwühlendes Erlebnis, das zum letzten Einsatz aufgefördert hätte, zur Auseinandersetzung mit den Grundfragen der Eidgenossenschaft und nicht bloß zu romantischer Bewegungspolitiziererei. Auf Seiten der Alten aber, daß man nicht daran dachte, die Grundlagen der eigenen Position irgendwie zur Diskussion zu stellen, geschweige denn als änderungsbedürftig anzusehen.

Der Niedergang des Frontismus hat jene Gleichgültigkeit der jungen Generation unseres Landes gegenüber der Politik weitgehend verstärkt. Viele Hoffnungen sind damals schmählich getäuscht worden. Weil indessen die Sehnsucht nach einer Einsatzmöglichkeit für das Land geblieben ist, kam es zur *Soldatenbegeisterung*, die das Merkmal der heutigen jungen Generation ist. Gewiß, die Zeitläufte haben das begünstigt. Aber die heutige Wehrfreudigkeit bedeutet für die Jugend weit mehr als bloße Mode. In der Armee sieht sie den einzigen Weg, auf dem ihre nationale Einsatzbereitschaft und Begeisterungsfähigkeit noch gewürdigt und nicht als unbequem abgewiesen wird. Bereits bereitet sich allerdings auch dort die Abkühlung vor. Die Jugend ließ es nämlich nicht bei der bloßen Begeisterung bewenden. Sie erkannte die Forderungen, die eine harte Gegenwart an die Kriegstüchtigkeit einer Armee stellt, und sie begann alsbald für diese Forderungen zu werben. Die vornehmste unter ihnen ist die eines einheitlichen Armee-Oberkommandos. Sie hat im jüngern Offizierskorps eine fast vollständige und geschlossene Anhängerschaft. Sie ist ein Wunsch, ein Ziel, eine Hoffnung. Die Forderung war aber kaum gestellt, als man gegen sie eine Abwehr ins Leben rief, die sich nur wenig mehr von gewissen andern politischen Abwehrkämpfen unterschied. Denken wir daran, daß man jene, die diese Forderung öffentlich vertraten und sich erlaubten, auf Grund ausgewiesener Sachkenntnis für sie zu werben, abkanzelte und des unsoldatischen Verhaltens zieh. Man wünschte die Diskussion nicht und verbat sie sich in aller Form. Von den jugendlichen Naseweisen wollte man sich auf jeden Fall nichts vormachen lassen. Einmal mehr zeigte es sich, daß die offizielle Schweiz jugendliche Initiative nicht begehrt. Man wird jetzt selber etwas machen und die vorlauten jungen Menschen werden sich bequemen müssen, diese Lösung anzunehmen und sich zu fügen. Ob man sich auf diese Weise die jüngere Generation noch mehr entfremdet, wird überhaupt nicht als Problem empfunden. Gewiß, die Jugend wird deswegen nicht revoltieren. Aber sie wird sich noch mehr auf sich selber zurückziehen und dort ein Betätigungsfeld suchen, wo sie mit dem politischen Geist der offiziellen Eidgenossenschaft möglichst wenig in Berührung kommt. Die politische Betätigung bleibt den Strebern unter ihr

überlassen. Ob das für die Fortentwicklung eines Volksstaates freilich erfreulich ist, dürfte füglich bezweifelt werden.

Fassen wir zusammen, was für ein Bild uns der geistige Zustand unserer Jugend bietet. Es ist ein Bild völliger Führungslosigkeit, ein Bild, das nirgends lebendige Werte aufzuweisen hat. Beherrschend ist eine Generation, die nur die Furcht kennt vor dem, was sich in Europa abspielt, die auf eine Wiederkehr der Zeiten von einst hofft, freilich ohne Überzeugung, und die im übrigen bemüht ist, jede geistige Beunruhigung in den Anfängen zu erstickten. Die Jugend ist sich selbst überlassen, man ist froh, wenn sie keine Schwierigkeiten macht, und mißtrauisch gegen jede Äußerung von selbständigem Leben. Man rühmt ihr papierene Ideale von einst und läßt sich diesen Unterricht allerhand kosten. Aber in der Wirklichkeit des Alltags macht man so ziemlich auf dem ganzen Gebiet der Politik, der Wirtschaft und des geistigen Lebens das Gegenteil von dem, was als Ideal gepriesen wird. So entsteht eine Kluft zwischen den Generationen, die äußerlich noch nicht spürbar geworden ist, von wenigen episodenhaften Erscheinungen abgesehen, die aber eines Tages als brennendstes Problem einer Lösung rufen wird.

Die seelische Lage kennzeichnet sich daraus von selber: Es fehlt der Schwung, der Lebenszweck, das Gefühl, man helfe als ein Beteiligter am Schicksal der Heimat mit. Dafür erscheint man bloß als der Geschobene, geschoben von Einflüssen und Beziehungen, deren Beweggründe durch alle möglichen Interessen des materiellen Fortkommens bestimmt sind, aber jedenfalls nicht durch die Besorgnis um das Schicksal der Schweiz.

IV.

Was für Schlüsse ergeben sich aus den bisherigen Untersuchungen? So pessimistisch die Erkenntnisse dieser Lage für die nähere Zukunft unseres Landes stimmen mögen, weil dieses Land die „Jugend einstweilen nicht hat“, so optimistisch ist der Verfasser in Bezug auf diese Jugend selber. Diese schweizerische Jugend ist im Kern gesund und ihr Abseitsstehen oder ihre Opposition gegenüber dem herrschenden Betrieb ist das beste Zeichen für ihre Gesundheit. Was der Faschismus und Nationalsozialismus mit einer übertriebenen Aktivierung der Jugend verderben, indem sie der Jugend nicht Zeit zum Reifen lassen und sie förmlich ausbrennen, das kommt durch unsern Zustand des Ausschließens der Jugend aus der Öffentlichkeit dieser zugut. Sie bleibt dadurch eine sichere Reserve, die vorhanden sein wird, wenn die Not tatsächlich kommt. Gewiß, diese führungslose Jugend ist schweren Versuchungen ausgesetzt. Sie sieht Faschismus und Nationalsozialismus groß werden und, da ihr alle Vergleichsmöglichkeiten mit einer andern Zeit fehlen, erliegt sie leicht der Bewunderung. Je geringer das Verständnis ist, das man ihr und ihrem Wollen im eigenen Lande entgegenbringt, um so größer wird die Gefahr sein, daß sie ihre Ideale auswärts findet, angezogen wird von dem

glänzenden Außern anderer politischer Formen, die alles daran setzten, die Jugend zu gewinnen. Dennoch glauben wir nicht an eine kommende innere Entfremdung der jungen Schweiz von den Werten der Eidgenossenschaft. Besser freilich als ihre passive Opposition wäre freudige und geschätzte Mitarbeit. Aber man täusche sich nicht. Diese Mitarbeit wird nicht zustande kommen, solange man die Auseinandersetzung über eine Erneuerung der eidgenössischen Politik nicht frei gibt, und jeden Versuch dazu als vom Ausland her eingeblasen verdächtigt. Die politische Krise, in der wir stecken, ist eine Tatsache, mag man sie hundertmal ableugnen oder zu verkleinern versuchen, als unwesentlich hinstellen. Solange man unerquickliche Vorkommnisse des politischen Lebens als bloße Betriebsunfälle hinstellt, die eine Reform durchaus nicht als notwendig erscheinen ließen, solange wird man die Jugend nicht — bekommen. Denn es passieren zuviel dergleichen Dinge, die niemals die Jugend mitarbeitensfreudig zu machen vermögen. Leider drängen die statistischen Zahlen über unsere Bevölkerungsbewegung die Vermutung auf, daß wir mit zunehmendem Geburtenrückgang, also mit zunehmender Vergreisung, auch biologisch ein jugendfeindliches Land bleiben werden. Die schlechten, materiellen Aussichten des Fortkommens und Aufsteigens werden dadurch für unsere Jugend noch verschärft. In Verbindung mit dieser Erscheinung bekommt so die geistige Führungslosigkeit ein doppelt ernstes Gesicht.

Und doch brauchte es im Grunde genommen so wenig, um diese Jugend zu gewinnen! Etwas mehr Glauben an die Ideen in der Politik und etwas mehr Freude am Wagnis. Etwas mehr Übereinstimmung zwischen dem, was man sagt und dem, was man tut. Weniger hochtrabendes Reden von der Demokratie, besonders laut dann, wenn es gilt, irgend eine unerquickliche Verwedelung vorzunehmen, dafür mehr Mut und Einsicht in die Tatsache, daß kraftvolle Führung auch für eine Demokratie keine Schande ist. Weniger Angst, Haß und Abkehr, dafür mehr Vertrauen und Aufbau; dazu den Willen, den politischen Apparat einer Zeit anzupassen, die grundsätzlich verschieden ist von jener vor dreißig Jahren und die deswegen andere Methoden verlangt, ohne wehleidiges und lähmendes Geschrei über die faschistische Gefahr. Die schweizerische Jugend sehnt sich nach einer politischen Gegenwart, die aus einem Glauben heraus sinnvoll handelt und nicht planlos in den Tag hineinlebt. „*Donnez-nous une raison de vivre, si vous voulez que nous ayons une raison de mourir,*“ in diesem Wort von Gonzague de Reynold liegt das ganze Wollen und Hoffen unserer Jugend. Wird es Erfüllung finden?